

## Humaniora. Eine Kolumne

### Mitteilungsdrang und Geständniszwang

VON KATHARINA RUTSCHKY

Das Leitmedium der neunziger Jahre ist die Therapie. Kürzlich informierte der *Spiegel* über ein Therapiezentrum, getragen von der Katholischen Bischofskonferenz, in dem kirchliche Mitarbeiter die Begleiterscheinungen und Folgen ihres zölibatären und auch sonst entsagungsvollen Helferberufs wenn nicht auskurieren, dann doch aufarbeiten können. Hätte ein solches Angebot zur rechten Zeit jenen hochstehenden Kleriker von der unziemlichen Nähe abhalten können, die jahrelang gesucht zu haben ihn heute – nach zwanzig Jahren – ein damals jugendlicher Schutzbefohlener anklagt? Dessen Beweggründe, nun die Öffentlichkeit als helfende und richtende Instanz anzurufen, waren teils politischer, teils therapeutischer Natur. Ein Bischofswort, das die Sünde der Knabenschänder geißelte, schien ihm eine unerträgliche Heuchelei zum einen; zum anderen machte er jene ihm aufgedrungene Intimität für sein verpfushtes Sexual-, Liebes- und Eheleben verantwortlich, in Interviews mit Presse und Fernsehen.

Nun passierte etwas höchst Unerwartetes, das man ebenso wie die anderen Bausteine zu diesem Sittlichkeitsskandal in Wien gern noch einmal von Karl Kraus erläutert gehabt hätte. Anders als vor ihm amerikanische Kleriker in derselben Lage, äußerte sich dieser Wiener nicht zu den gemachten Vorwürfen, weder so, noch so. Er wies nichts zurück, er gab nichts zu, ja er flüchtete sich nicht einmal in diplomatische Verlautbarungen über den sexuellen Mißbrauch an sich und überhaupt. Er schwieg und sprang nicht auf das Karussell von Mitteilungsdrang und Geständniszwang, das heute nicht mehr in der Beichtpraxis der Kirche, sondern in der inszenierten Öffentlichkeit der Medien angetrieben

wird. Es ist eine wunderbare Pointe der Geschichte, daß ein alter und amtsmüder Bischof der katholischen Kirche sich so verhält, als hätte er Foucault gelesen und die richtigen Schlüsse aus der Lektüre gezogen.

Bekanntlich hat Foucault im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* die These widerlegt, daß die rigide Überprüfung des sexuellen Wohlverhaltens im Beichtstuhl die menschliche Sexualität unterdrückt habe. Er machte plausibel, daß das Insistieren auf angeleiteten Geständnissen und Selbstprüfungen die Sexualität entfaltet, der Sprache und dem Bewußtsein erst richtig zugänglich gemacht und nicht der Repression Vorschub geleistet hat. Jedenfalls nicht der institutionell zurechenbaren Repression, auf die man mit Kritik im Namen der Natur und dem Versprechen auf die Befreiung des Sex antworten könnte. Was in den vergangenen Jahrzehnten zu beobachten war, ist die beschleunigte Diskursivierung des Sex, die neben erwünschten Freiheitsräumen ebenso viele neue Zwänge zur Folge hatte. Zum Beispiel den Zwang, dem keineswegs nur mehr unsichere Jugendliche am Anfang ihres Liebes- und Sexuallebens ausgesetzt sind, sich unaufhörlich über die Normalität ihres sexuellen Selbst, ihrer Erfahrungen und Wünsche Rechenschaft abzulegen – Senioren und Behinderte nicht ausgeschlossen. Sie und andere müssen zumindest ihr Desinteresse auf erlittene Beschädigungen, verinnerlichte Zwänge, auf Diskriminierung oder immer noch nicht aufgehobene Tabus zurückführen.

Verglichen mit diesen Anforderungen kann einem die kirchliche Regulation durch den Beichtspiegel oberflächlich erscheinen. Was vollends von bewußt

lebenden Frauen und Mädchen, neuerdings auch Kindern (hier im Namen der Prävention) an Aufmerksamkeitsleistungen zur Wahrung der sexuellen Integrität (früher: Anstand und Unschuld) zu erbringen ist, mutet noch strapaziöser an. Allenthalben gilt es, will man nicht unbemerkt zur Komplizin oder zum Opfer werden, kommunikative Nebentöne, Anspielungen, körpersprachliche Signale zu erfassen, zu bewerten, zu melden und damit öffentlich zu machen. Vordergründig scheint es bei der sexuellen Belästigung am Arbeitsplatz und vor allem auf dem Campus um die Behebung eines sozialen Übels zu gehen. Im Hintergrund zeichnet sich aber der Versuch ab, unter modernen Bedingungen das Konzept einer allgemeinen Sittlichkeit, die Strategie einer moralischen Rundumerneuerung wiederzubeleben, die angesichts horrender Meldungen über die Zustände in unserer Gesellschaft dringend geboten scheint.

Dabei gehen die Protagonisten dieser Erneuerungsbewegung nicht wie ihre nationalistischen und konservativen Vorläufer in der Weimarer Republik oder in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik von der Vorstellung des Verfalls oder der Dekadenz aus; ganz im Gegenteil wollen sie sich bemühen, unser moralisches Bewußtsein zu sensibilisieren und weiterzuentwickeln. Sie behaupten, vieles, was wir für ein sogenanntes Kavaliersdelikt halten, sei in Wahrheit ein schweres Vergehen, gar ein Verbrechen. Wer unter Kavaliersdelikt bisher vielleicht Falschparken, Mißachtung des Rauchverbots in der U-Bahn oder einige Schummeleien bei der Steuerklärung verstanden hat, erfährt heute zu seiner Überraschung, daß das Spektrum der Kavaliersdelikte ganz anders ausschaut. Es erfaßt am Rande unziemliche Plakate und Werbespots, geht weiter mit Frozzeleien am Arbeits- und Studienplatz und Diskriminierungen jedweder Art, um dann das Spotlight auf Vergewaltigung und Erpressung (vorzugsweise in Liebes- und Ehebeziehungen) und auf Kindesmißhandlung (in der Familie) zu richten.

Diese Sicht folgt aus der populären Tendenz, Denkweisen der therapeutischen Praxis auf soziale und politische Verhältnisse zu übertragen, die bislang entweder vom Recht geregelt oder in einer heterogenen Gesellschaft kontrovers bewertet und unausgeglichen notfalls von allen ausgehalten werden müssen.

Wie aber ist einer Gesellschaft zu helfen, die in weiten Teilen Kavaliersdelikte ohne jedes Unrechtsbewußtsein begeht, obwohl es sich dabei um schwere Verbrechen handelt? Deren Zahl, insbesondere als Dunkelziffer gehandelt, den Glauben und das Vorstellungsvermögen des einzelnen ja ebenso überfordert wie die echte Zahl der Opfer, die das nationalsozialistische Regime gekostet hat. Noch ist zum Glück niemand auf die Idee gekommen, die merkwürdige Sprachregelung vom Kavaliersdelikt auf diese Vergangenheit oder auch auf die Stasi-Verfälschung so vieler DDR-Bürger anzuwenden. Auffällig ist bloß, daß der therapeutische Gestus derselbe ist, mit dem der bessere Teil der Gesellschaft, neuerdings auch als »linker Mainstream« in Verdacht geraten, das Establishment zu bilden, sich dem obstinaten, unverbesserlichen anderen Teil zuwendet. Es ist eine Mäeutik des Schuldgefühls, das nach diesem therapeutischen Verständnis die Voraussetzungen für eine bessere Zukunft schafft.

Horst-Eberhard Richter sieht in der gemeinsamen Nazivergangenheit eine Chance, die Kluft zwischen Ost- und Westdeutschland zu überbrücken (*Süddeutsche Zeitung*, 26. April 1995). Angesichts solcher Vorschläge wundert man sich, daß revisionistische und rechtsradikale Gruppen und Publikationen nicht noch mehr Zuspruch erfahren als ohnehin schon. Richters Kollege und Diskussionspartner Hans-Joachim Maaz ist noch radikaler. Zu ihrem eigenen Besten wünscht er seinen östlichen Landsleuten eine Krisen- und Konfliktverschärfung an den Hals, damit sie sich endlich zur Therapie entschließen; denn: »Ein Paar kommt ja auch erst zum Therapeuten, wenn der Krieg schon ausgebrochen ist.«

Unter gesellschaftstherapeutischen Voraussetzungen wäre eine Stasi-Amnestie ganz schlecht: »Weil damit wieder etwas verdrängt werden soll ... Die Stasi-Diskussion wäre eine Chance zu verstehen, warum der eine Täter, der andere Opfer wurde. Zu begreifen ... daß die allermeisten zumindest Mitläufer waren und das System mitgetragen haben. Ich bekämpfe den allgemeinen Verdrängungsmechanismus ... Nur was wirklich verstanden und gefühlt wird, schließt sich von selbst.«

Nun gibt es weder einen »allgemeinen« Verdrängungsmechanismus, noch wird sich je eine Gesellschaft in toto in therapeutische Beratung begeben. Schon heute zeichnet sich ab, daß schuldgefühlszentrierte Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit der DDR den Stimmenanteil der PDS enorm erhöhen. Andererseits bleiben genug Leute übrig, die sich dem wohlmeinenden Therapieverdikt nicht entziehen können. Sozial Schwache und Kinder haben ihre Fürsprecher auch in dieser Hinsicht bei den Sozialdemokraten. Im Bundesrat ist das Psychotherapie-Gesetz an der minimalen Selbstbeteiligung gescheitert, welche den Patienten auferlegt werden sollte. Natürlich macht es sich gut, wenn man verbreiten kann, daß Psychotherapie kein Privileg für Reiche sein soll. Tatsächlich aber geht es darum, daß viele sozial Unterprivilegierte alles mögliche brauchen, aber keine Therapie. Eine größere Wohnung, eine Haushaltshilfe oder Nachhilfestunden für die Kinder täten es auch. Aber eine Gesellschaft, die von der »Vision einer therapeutischen Kultur« (Maaz) geplagt wird, kann sich bei solchen Banalitäten nicht aufhalten. Statt ihre Wähler oder die Klientel, für die sie sich zuständig fühlt, aufzuklären und zu agitieren, schickt sich die SPD an, sie wohlfahrtsstaatlich zu entmündigen. Die Münchener Stadtratsfraktion der SPD beantragte neulich, in städtischen Kindertagesstätten ambulante Therapie an Kindern durchzuführen, die durch »Sprachauffälligkeiten, starke Ängste, Spielunfähigkeit, hochgradige Aggressi-

vität, Entwicklungsrückstände« auffällig geworden sind. Mit anderen Worten: Jedes Kind, das nicht nach Schema F funktioniert, ist therapieverdächtig; die Diagnose stellt eine irgendwie alterierte Erzieherin. Was passiert, wenn die Eltern sich widersetzen? Ich weiß aus Erfahrung, daß dann eine Behörde eingeschaltet wird, die ihnen – im Namen des Kindeswohls – leicht das Sorgerecht entziehen kann.

Sozialdemokraten und Grüne – andere schnurcheln so hinterher, daß man sie außer acht lassen kann – haben die Problematik des Wohlfahrtsstaats mit seinen totalitären Weiterungen völlig verschlafen. Beide sind nicht imstande, ihre gefühlsmäßigen Bindungen an die Underdogs mit den Bindungen an ihre Klientel – die Lehrer, Erzieher, Sozialarbeiter und Psychologen, kurzum alle gutmeinenden Menschen – unter einen Hut zu bringen. Daß sich die Therapie als Leitmedium etablieren konnte, kann man aber auch materialistisch erklären. In mehreren Aufsätzen hat Thomas Rauschenbach dargestellt – ohne allerdings eine kritische Absicht damit zu verbinden –, welche zahlenmäßige Entwicklung die pädagogischen und sozialpflegerischen Berufe in den letzten Jahren erfahren haben. Hat sich die Zahl der Erwerbstätigen insgesamt in der alten Bundesrepublik zwischen 1950 und 1991 um ein Drittel vermehrt, so verdreifachte sich die Zahl der Personen im selben Zeitraum, die in Gesundheits-, Sozial- und Erziehungsberufen tätig sind. Während die Zahl der klassischen Pädagogen, der Lehrer, sich nicht dramatisch veränderte, hat sich die Quote derer, die im engeren Sinn sozialpflegerischen Berufen nachgehen, sogar verachtacht. Hinzu kommt, daß mit den Diplompädagogen seit den siebziger Jahren ein weiterer akademisch gebildeter Helferberuf mit entsprechendem Selbstbild und Erwartungen die wohlfahrtsstaatlich geregelte Szene betrat, Aufgabenfelder neu verteilt, aber auch neue entwickelt werden mußten. Rauschenbach bewertet diese Entwicklung

positiv: Die Expansion dieser Dienstleistungsberufe ist den Frauen zugute gekommen. Bis dahin kostenlos im privaten Rahmen erbrachte Arbeit wurde in professionelle, bezahlte Sozialarbeit umgewandelt. Frauen und Familien werden tendenziell von der Aufgabe entlastet, das gesellschaftlich verwertete Humankapital durch persönliche Opfer an Zeit und Geld aufzubringen. Ein neuer Generationenvertrag zeichnet sich ab, der mehr enthält als das Versprechen auf die sicheren Renten, denn mit der Übernahme von Betreuungs- und Erziehungsaufgaben durch professionell geführte Einrichtungen werden auch die Kosten sozialisiert und also gerechter verteilt.<sup>1</sup>

Rauschenbachs Projektion will unausgesprochen die Erfolgsgeschichte fortsetzen und überbieten, die das öffentliche Schulwesen in der Tat vorzuweisen hat. Das Leitmedium der Schule ist aber der sachliche Unterricht, die Lehre, nicht die Bildung, schon gar nicht die Erziehung, wie sehr das auch immer wieder beklagt und versucht worden ist. Mag sich der Lehrer als arbeitsteilig ausdifferenzierter Unterrichtsbeamter psychologischer Einsichten bedienen, kümmern muß er sich um den meßbaren Schulerfolg des Schülers, nicht um seinen Charakter, seine Persönlichkeit, gar seine Seele. An einer solch klaren Aufgabenstellung, die auch von den Klienten im Prinzip verstanden wird, fehlt es aber in allen anderen Bereichen der Sozialpädagogik und Sozialarbeit, soweit sie sich mehr zumutet als pragmatische, oft genug karitative Hilfe. Schon die organisatorischen Bedingungen, unter denen das Heer der neuen Sozialisationsagenten – nebenbei auch ganz normale Arbeitnehmer – seine ganzheitlich auf den Menschen, das Kind, gerichteten Aufgaben wahrnehmen soll, entlarven dieses Ziel als eine gefährliche Illusion. Mehr Investitionen und noch mehr besser ausgebildetes Personal werden daran nichts

ändern. Damit wird der Leistungsdruck bloß erhöht und die erlebte Diskrepanz zwischen Erwartung und Wirklichkeit noch verschärft, die sich dann im Ruf nach ambulanter Therapie im Kindergarten und der Pathologisierung von immer mehr Kindern und Familien vorläufig beruhigt.

Bislang habe ich das Wort Therapie undefiniert benutzt, es einfach als ein Zeichen eingeführt, das heute in allen Konfliktlagen wie eine weiße Flagge gehißt wird. Dabei geht der Streit um die richtige Therapie, jene, die es wert ist, über die Krankenkasse abgerechnet und also Gemeingut zu werden, immer weiter. Seltsamerweise ist der Hauptfeind nach wie vor die zahlenmäßig unbedeutende Fraktion der Psychoanalytiker und der psychoanalytisch orientierten Therapeuten. Klaus Grawe hat recherchiert, welche Therapien am besten und kostengünstigsten reüssieren: nicht die Psychoanalyse. Er entwirft eine »Allgemeine Psychotherapie«, die symptom- und scharf klientenbezogen preisgünstigen Erfolg verspricht. Mein Studium wohlfahrtsstaatlicher Prozeduren – noch vor der Verabschiedung des Psychotherapiegesetzes – gibt mir den destruktiven Gedanken ein, daß die allermeisten Therapien, an die Grawe denkt, ohnehin überflüssig sind. Sie werden Leuten angedient (auch mit dem Hinweis, daß sie nichts kosten), die sonst nie eine solche Prozedur auf sich nehmen würden. So kritisch Grawe sich über die Psychoanalyse äußert, so wenig sagt er über die Therapien, die wirklich den Markt beherrschen.

Mir fiel kürzlich ein siebzigseitiger Veranstaltungskalender für die Berliner Heiler- und Helferszene auf, der in Kulturhäusern kostenlos ausliegt. Die Angebote, die hier zur Förderung des sogenannten individuellen Wachstums gemacht werden, reichen von der Orgontherapie nach Reich, erweitert um Tech-

<sup>1</sup> Thomas Rauschenbach, *Der neue Generationenvertrag*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 32. Beiheft 1994.

niken der »Geistheilung«, integrative Körperarbeit zur Verarbeitung prä- und perinataler Traumata, bis hin zur Kinesiologie. Das ist ein Verfahren, »durch die verschiedenen Schichten unseres Bewußtseins hindurch zu unserer inneren Wahrheit zu gelangen. Die Auswirkungen physischer Traumata, negativer emotionaler Programmierungen und einschränkender Glaubenssätze kommen an die Oberfläche, und die dabei frei werdende Energie wird benutzt, um einen tiefgreifenden Prozeß einzuleiten.« Ziemlich neu ist das Acqua-Balancing, die Bachblüten-Therapie und das Reiki, das in drei Stufen angeboten wird. Grad I kostet 290, Grad II 580 und der Meistergrad runde 1000 Mark. Aus dem Halbdunkel der Jahrmarktsbuden sind natürlich auch längst die Astrologie, das Kartenschlagen und die Steinheilkunde ins Licht der Therapie zurückgekehrt. Das sonderbarste Angebot fand ich im Anzeigenteil von *Psychologie heute*. Da boten zwei Amerikaner ein Fort- und Weiterbildungsseminar zum Thema des rituellen Mißbrauchs im Rahmen von praktiziertem Satanismus an. Obwohl in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien Gerüchte über das Vorkommen des rituellen Kindesmißbrauchs Gegenstand öffentlicher Untersuchungen waren – Ergebnis Null –, wollen die Seminarleiter über spezielle Kenntnisse hinsichtlich der Symptomatologie und Diagnostik verfügen und sie auch lehren.

Spätestens hier möchte man den Bund Deutscher Psychologen auffordern, in Anlehnung an die Sektenbeauftragten der Kirchen eine Therapiebeobachtung zu installieren, die den größten Unfug beim Namen nennt und im eigennützigsten Interesse an Seriosität und Wissenschaftlichkeit der Profession über Grenzen, Nutzen, Gefahren und Kosten solcher Therapien wenigstens informiert und aufklärt. Angesichts des Drucks auf dem Markt für frei praktizierende Therapeuten wird sich diese Hoffnung auf ein

bißchen Kritik und Selbstkritik aber wohl kaum erfüllen. Denn für sie gilt dasselbe wie für die Medien, die so gern wegen ihrer Sensationshascherei und Brutalität gescholten werden: horrible, das heißt therapiebedürftige Verhältnisse sind gute Verhältnisse. Ein Frankfurter Psychotherapeut, zugleich Sprecher des Bundes Deutscher Psychologen, teilte kürzlich mit, daß die Gewalt in Ehe und Familie zwar nicht neu sei, dafür aber immer brutaler ausagiert werde: »Die Leute laufen zunehmend als wandelnde Handgranaten herum.« Und dagegen soll – post festum oder gar präventiv – Psychotherapie helfen, welcher Schulrichtung auch immer?

Ich kehre noch einmal zum therapeutisch ausgelösten Fall des Wiener Klerikers und seines ehemaligen Zöglings zurück. Lasse ich einmal die Mißbrauchsbiographik weg, wozu die Erzählungen des Opfers selbst schon anregen, dann hätten wir in dem Fall kein klassisches, sondern ein modernes Beispiel für sexuelle Denunziation. Ihrer klassischen Form hat der Hamburger Erziehungswissenschaftler Friedrich Koch eine kleine Monographie gewidmet.<sup>2</sup> Als Experte für Sexualpädagogik steht er in der nun auch schon angegrauten Tradition der sexuellen Liberalisierung, die seit den späten Sechzigern die Erziehung, den Alltag, die Medien und die Gesetzgebung verändert hat. Zur Stigmatisierung von einzelnen und Gruppen eigne sich die Sexualität nur unter repressiven Verhältnissen, in denen sie außerhalb eines engen Rahmens nur als böse und schmutzige vorkommen kann, meint Koch. Wo Sexualität als »Quelle der Lebensfreude« anerkannt ist, fällt die Möglichkeit zur Stigmatisierung weg und damit auch die weitere, eine solche zu politischen Zwecken zu nutzen. In einem ersten Teil beleuchtet Koch den Nationalsozialismus, der seinen Gegnern und selbst gewählten Feinden ja alles nachsagte, was auf dem Gebiet mög-

<sup>2</sup> Friedrich Koch, *Sexuelle Denunziation*. Hamburg: EVA 1995.

lich ist. Als denunziatorisch möchte man aber doch nur bestimmte Fälle, wie die des Generaloberst von Fritsch oder des Kriegsministers Blomberg, nicht die pornographischen Phantasien von Julius Streicher und anderen Ideologen bezeichnen. Diese wiederum haben allerdings Denunzianten ermuntert, rasseschänderische Liebespaare oder Homosexuelle zu melden. Wie und warum Menschen ohne Zwang zu Denunzianten werden, hat eine Ostberliner Schriftstellerin in zehn Fallstudien deutlicher gemacht als Koch.<sup>3</sup> Es sind so gut wie nie ideologische Überzeugungen allein, die Menschen zu Denunzianten machen, sondern immer auch persönliche Kränkungen, Liebesbedürfnisse, Wünsche nach Anerkennung und Wichtigkeit, die nur hinterm Paravent staatspolitischen Wohlverhaltens zum Zuge kommen können.

Der zweite Teil von Kochs Buch befaßt sich mit der sexuellen Denunziation in der Bundesrepublik. Es hat einige Fälle gegeben; auch an Versuchen, Liebesaffären und anderes politischen Zwecken dienlich zu machen, hat es nicht gefehlt. Aber es gehört zu den vielen Vorzügen unseres Gemeinwesens, daß sexuelle Denunziation als Mittel der politischen Auseinandersetzung bis jetzt tabu war – anders als in den Vereinigten Staaten, wo Clintons Seitensprünge oder die verbale Würzung des Büroalltags durch einen späteren Bundesrichter die politische Öffentlichkeit monatelang beschäftigten. Das könnte sich jedoch ändern, wie der Wiener Fall zeigt und wovon Ereignisse an deutschen Hochschulen bereits einen Vorgeschmack geben. Vielleicht nehmen wir es hin, daß Politiker jeder

Couleur nach mehreren Scheidungen ihre Lebensabschnittsbegleiterin mitbringen und vorführen; vielleicht sind wir statt dessen anfälliger für Gerüchte, die den Bewerber für eine Professur frauenfeindlicher Äußerungen oder machohafte Gebarens für schuldig erklären ...

Pädagogen wie Koch sehen traditionell, wenn es um Sexualität geht, zu schwarz, wie die frühere Onaniefixierung zeigt, oder sie sehen alles in himmelblau: »Sexualität ist eine Quelle der Lebensfreude.« Das Gegenteil gilt erfahrungsgemäß aber auch! Die Durchschlagskraft sexueller Denunziation beruht nicht auf Verklemmung und ideologischer Verführung, wie Koch meint, sondern auf der bislang unübertroffenen Möglichkeit, jeden auf die nackte Verletzlichkeit der Intimität zu reduzieren. Diesen Effekt können Hinweise auf korruptes Geschäftsgebaren nie erzielen, mögen sie politisch auch viel relevanter sein; schon weil Geld vernünftig ist, es hier aber auf die Herstellung von Nähe, die Gewährung entbehrter Zuwendung ankommt, die durch Geld nur zu kompensieren, nicht zu ersetzen ist. Soviel lehrt schon die Geschichte des alten Denunziantentums. Heute kann es sich nicht auf Rassenschande, Ehebruch oder Homosexualität beziehen, sondern auf Kindesmißbrauch, sexuelle Belästigung oder Machogehabe und fehlende Sensibilität gegenüber diesem und jenem Unterdrückten. Humanität, Vernunft oder auch nur Anstand müssen in jeder Generation neu erfunden und gelebt werden; der Gratismut bei der Erledigung historischer Sünden hilft heute nicht weiter.

<sup>3</sup> Helga Schubert, *Judasfrauen*. Frankfurt: Luchterhand Literaturverlag 1990.